

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 19

Artikel: Holzäpfel
Autor: Bollin, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

H O L Z Ä P F E L

Die kleinen Bäume standen im Ried am Rande der Stadt, wo es noch Schilf, Sumpfgras und einen wasserarmen Tümpel gab. In dem pflegte es im Sommer von Blutegeln und jungen Fröschen zu wimmeln, während man im Winter auf ihm zur Not etwas Schlittschuhlaufen konnte, falls man die rauhe Eisdecke nicht fürchtete. Der Baumbestand aber setzte sich aus lauter struppigen Apfelstämmchen zusammen, ein grüner Urwald unnützen Holzes, das aus unerfindlichen Gründen nicht gepflegt und nicht geschlagen wurde — vielleicht nur deshalb, weil der Besitzer der Landparzelle angesichts der stetig ins Dorf hinaus wachsenden Stadt weder das eine noch das andere für lohnend betrachten mochte.

So blieben die Stämmchen eben stehen, wo sie standen, niemandem zum Nutzen, aber auch niemandem zum Schaden. Sie blühten im Frühjahr und trugen Frucht im Sommer — keine edle Sorte, bewahre! Der saure Boden hatte das Aufpfropfen edler Reiser nicht gestattet, und so bestand die Ernte aus kleinen, wässrigen Holzäpfelchen, die meist so lange an den Zweigen hingen, bis sie zu faulen begannen. Erst dann kam der Knecht des Brunnenhofes, schüttelte die Stämmchen, las den wilden Segen zusammen und karrte ihn als Schweinefutter in die Scheune. Was von den Aepfeln nicht fallen wollte, blieb an den Aesten hängen, den Wespen zur Nahrung, bis der Novemberwind auch die letzte Frucht in den weichen Grund warf.

Uns Kindern war der Baumbestand ein lieber Spielplatz, wenn es uns auch von den Eltern verboten war, von den Holzäpfeln zu essen. Die Mütter mochten etwa meinen, die in solchen Früchten reichlich vorhandene Gerbsäure sei dem Magen nicht besonders zuträglich, und die Folge könnte dann nur Nesselfieber und Erbrechen sein. Das jedoch sagten sie uns wohlweislich nicht. Dagegen beschworen sie die etwas unwirtliche Gestalt des alten Bauern, der allgemein nicht gerade als ausgesprochener Kinderfreund galt, und mahnten:

«Dass ihr mir nicht an die Holzäpfel geht! Das sieht der Dübendorfer nicht gerne — und ihr wisst, er hat einen dicken Stock . . .»

Dennoch kann ich mich erinnern, dass ich einmal in einen der verbotenen Holzäpfel gebissen und das fade schmeckende Flesch gekostet habe. Da war ich elf Jahre alt, ein lang aufgeschossenes Bürschlein, aber noch keineswegs zu stolz, um mit den Mädchen der Nachbarschaft ihre harmlosen, kleinen Spiele zu spielen — in den Himmel hüpfen etwa oder Seilspringen; seltsam verschlungene Schnüre von den Fingern abnehmen und mit den Puppen spazieren gehen. Der Bubenstolz kam erst später. Da hatte ich vom verbotenen Apfel gegessen, und vielleicht war er daran schuld, dass ich mich von den Mädchen löste und niemals wieder einbezogen wurde in den kichernden Kreis, der meine ersten Lebensjahre bestimmt hatte und mir sehr gewogen war.

Als das geschah, hatte der Sommer eben die ersten Holzäpfel im dichten Wäldchen reif werden lassen. Es mag ein heisser Tag im Juli gewesen sein, ein Tag mit soviel Sonne, dass das Ried dampfte und der Tümpel Blasen warf. Ich weiss noch, dass ich Bachmanns Evchen versprochen hatte, beim Puppenspiel mitzuhaltten, und dass ich dieses Versprechen auch eingelöst habe. Wie wir aber aus unserem Garten weg und zu den wilden Apfelbäumchen hinübergekommen sind, habe ich vergessen. Das Ried mag uns gelockt haben, die Libellen, die Frösche. Oder dann wollten wir vielleicht einfach unseren Müttern ein wenig aus den Augen gehen, die sich gleichfalls zur Kaffeezeit im Garten einzufinden und miteinander zu schwatzen pflegten, während sie unauffällig unserem Spiel zuschauten und im Falle leichter Meinungsverschiedenheiten sofort ihre Stimme erhoben.

Wie dem auch sei — Bachmanns Evchen und ich sassen jedenfalls, geschützt vor den heissen Strahlen der Nachmittagssonne, unter dem grünen Laubdach des Holzäpfelwäldchens. Ich glaube, wir spielten Vater und Mutter. Evchen hatte jedenfalls seine Puppen mit, die allesamt im heissen Wollzeug steckten und bald beschwichtigt und bald gewiegt sein wollten. Beides besorgte Evchen mit grossem Eifer, während ich ihr untätig zusah und von Zeit zu Zeit kunstvoll nach einem grossen Kiesel spuckte, den ich aber nie traf.

Evchen unterbrach plötzlich sein Geplauder mit den Puppen und sagte: «Du könntest auch etwas tun, Hans. Du bist der Vater!»

«Was machen?» fragte ich schläfrig.

«Du könntest arbeiten gehen. Alle Väter arbeiten. Die Mütter sind dann zu Hause und passen auf die Kinder auf.» Evchen lachte mich an. Es glaubte, einen guten Vorschlag getan zu haben.

«Ich habe heute frei», dämpfte ich die Freude des Mädchens trocken. Ich wusste wirklich nicht, was es im Wäldchen für Arbeit geben konnte, die einigermaßen zu unserem Spiel gepasst hätte.

Evchen war nicht einen Augenblick verlegen. «Wenn mein Vater frei hat, dann arbeitet er zu Hause», sagte es nach kurzem Besinnen. «Er macht den Garten, und am Sonntag kümmert er sich ums Haus ...»

«Wir haben hier kein Haus, nicht einmal eine Hütte.» Ich erhob mich vom Boden und klopfte das Moos von den Kleidern.

«Eben!» rief Evchen und schoss gleichfalls auf. «Eben haben wir keine Hütte. Aber wenn ich ein Bub wäre, so würde ich eine bauen!»

«Wie?» fragte ich beklommen. «Womit? Wir haben ja nichts hier, mit dem man etwas bauen könnte. Zu Hause hätte ich Dachlatten und alte Säcke ...»

«Zu Hause, zu Hause!» äffte mich das Mädchen nach. «Ich will keine Hütte in euerem dummen Garten! Da kann ja jeder zuschauen, was wir machen. Ich will hier eine Hütte haben, zwischen jenen Bäumen.» Und Evchen fügte schmeichelnd hinzu: «Schau, man muss nur einige Apfelzweige abreißen und zwischen die tiefsten Aeste flechten. Dann können wir mit den Puppen dahinter sitzen, und kein Mensch kann uns von der Strasse her sehen ...»

Mir leuchtete Evchens Plan durchaus ein, aber ich war nicht bereit, mir die Strafe meines Vaters für den Baumfrevel zuzuziehen. «Nein», sagte ich deshalb nach kurzem Zögern, «nein, das mache ich nicht. Der Dübendorfer sieht es nicht gern, wenn man ihm die Holzäpfelbäume beschädigt.» Und ich fügte als Beweis auch gleich ein schlimmes Abenteuer bei, das mir angeblich einmal passiert sei, als mich der Bauer im Wipfel eines der Bäumchen gefunden und mich dafür tüchtig mit dem Stock durchgewalkt habe. «Nein», beschloss ich meine nie bestandenen Streich, «der Dübendorfer leidet solche Sachen nicht. Der hat an diesen Bäumchen rein den Narren gefressen!»

Evchen hatte mir nur mit halbem Ohr zugehört. «Dann eben nicht!» meinte es leichthin und warf einen kurzen Blick übers dampfende Ried nach dem Brunnenhof hinüber, von dem man aber

von unserem Standort aus nur den Hühnerstall und einen Teil der Scheune sehen konnte. «Aber, wenn du doch einmal auf eins der Bäumchen geklettert bist — sag', hast du da auch einen Holzapfel gegessen?»

«Natürlich», log ich, «eine ganze Menge. Aber sie sind nicht gut», beeilte ich mich, beizufügen, als ich den begehrliehen Blick bemerkte, mit welchem meine Freundin jetzt die gelblichen Sommerfrüchte über unseren Köpfen betrachtete.

«Iss jetzt auch einen!» forderte Evchen ruhig. Es machte einen kleinen Luftsprung und bekam einen der weiter oben hängenden Zweige zu fassen, von welchem es flink die grösste und reifste Frucht im Stiel abdrehte. «Da — iss ihn, wenn du keine Angst hast.»

Ich nahm den dargebotenen Apfel nicht. Statt dessen blickte ich mich nach allen Seiten um, indes ich heimlich hoffte, die mächtige Gestalt des Dübendorfers könnte irgendwo beim Hof oder auf dem Strässchen auftauchen und mich vor Schande und Spott in den Augen meiner Freundin erlösen. Aber niemand war zu erblicken, weit und breit kein Mensch.

«Ich ...», stotterte ich endlich, «weisst du, ich mag diese Aepfel nicht. Es sind keine richtigen. Vielleicht sind sie gar giftig?»

«Bah!» machte Evchen verächtlich. «Holzäpfel sind nicht giftig, sonst wärest du schon einmal krank geworden. Du hast ganz einfach Angst. Du bist eben ein Hösi. Wahrscheinlich bist du auch gar nie auf so ein Bäumchen geklettert ... Schau!» Evchen grub flink seine weissen Zähne ins wässerige Fleisch der Frucht. «Ich bin nur ein Mädchen, aber ich habe keine Angst.»

Nun erwachte mein Stolz mit solcher Macht, dass ich dem Mädchen den Apfel entriss und meinerseits wütend hineinbiss. Ich bekam einen faden, bittersüssen Geschmack in den Mund, kaute den Bissen ein wenig und schluckte ihn so schnell hinunter, dass ich husten musste. Die Augen begannen zu tränen, und der Hals schmerzte mich. Ich war so mit mir selber beschäftigt, dass ich nicht merkte, wie Evchen den angebissenen Apfel, den ich unwillkürlich hatte fallen lassen, wieder an sich nahm.

Jetzt betrachtete das Mädchen die Bissstelle mit einer Mischung von Triumph und sonderbarer Zärtlichkeit. «Ja, du hast tatsächlich von ihm gegessen», meinte es. «Schau, genau am gleichen Ort hast du hineingebissen wie ich! Man kann

suchen, wie man will — man sieht deine Zähne nicht und meine Zähne nicht ...»

Evchen warf mir einen fragenden Blick zu, gleichsam so, als müsste mir etwas ganz Besonderes aufgefallen sein und ich müsste das jetzt auch aussprechen. Aber ich wurde nun wütend, weil ich nichts verstand und meine kleine Freundin ein Geheimnis zu haben schien, hinter welches ich nicht kommen konnte. «Natürlich sieht man nicht, wo wir hineingebissen haben!» lärmte ich darum. «Wozu sollte man das auch sehen? Ach, was bist du doch ein dummes Huhn!»

Evchen kümmerte sich nicht um diese Beleidigung. Sie schaute mich nur verlegen und forschend aus den Winkeln ihrer blauen Kinderaugen an und fragte: «Aber beim Hineinbeissen, weisst du ... hast du nichts gespürt — etwas Besonderes?»

Ich wusste mir nicht mehr zu helfen und schüttelte daher schweigend den Kopf. Evchen dagegen fragte weiter: «Beim Hineinbeissen, Hans? Ich habe doch vorher auch in den Apfel gebissen, und da ... da habe ich doch den Apfel an die Lippen nehmen müssen ...»

Nun meinte ich, verstanden zu haben. «Das ist mir doch gleich», sagte ich patzig. «Das macht mir nichts. Wir haben doch auch schon zusammen einen Schleckstengel gehabt, erst ich und dann du.»

«Nicht deswegen, Hans.» Evchen suchte nach Worten und redete jetzt vom Erdboden aus zu mir empor, weil es seine Puppen zusammenpackte und deshalb neben dem leicht schadhaften Puppenwagen kniete. «Aber wenn meine Lippen am Apfel waren, und wenn du dann am genau gleichen Ort zugebissen hast, dann ... Hans, meinst du nicht, dass das dann wie ein Kuss war?»

Ich schnaubte vor Erstaunen und wischte mir unwillkürlich mit dem Handrücken den Mund ab. Gerne hätte ich jetzt etwas Heftiges gesagt, aber es fiel mir nichts ein, was ich hätte sagen können. Nun ging alles blitzschnell. «Hu — der Dübendorfer!» machte Evchen plötzlich und lief auch schon mit ihrem Puppenwagen davon, dass das Röcklein und die dichten, blonden Zöpfe flogen. Hastig zog ich mir die Schuhe an, um gleichfalls zu fliehen. Aber als ich dann endlich ins Ried hinaussetzte und der Strasse zulief, war weder von Evchen, noch vom alten Dübendorfer noch etwas zu sehen ...

*

Am Abend dieses Tages schlich ich mich unruhig in unserer Wohnung herum. Ich hatte ein schrecklich schlechtes Gewissen, und das Herz

schlug einen seltsamen Trommelwirbel von unerklärlicher Angst und süßer Verzweiflung. Es war mir, als hätte ich eine schreckliche Sünde begangen, etwas so Schlimmes, wie ich es bis anhin gar noch nicht gekannt hatte, und diese Sünde forderte nun strenge Strafe und eine unbekannte unvorstellbare Form der Sühne.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus und trat ins Wohnzimmer, wo der Vater ein Vereinsprotokoll in die Maschine tippte. Ich gestand: «Ich habe einen Holzapfel aus dem Dübi-Wäldchen gegessen, Vater, und die Eva auch ...»

Der brummte etwas und liess mich das Gesagte wiederholen. «Sonst nichts», antwortete ich. «Ja nun — alle haben schon einmal einen Holzapfel gegessen», meinte der Vater jetzt. «Mach dir nichts draus!»

Damit war ich ohne Strafgericht entlassen, aber ich wunderte mich, dass mein schlechtes Gewissen weiter andauerte. Gequält ging ich schliesslich zu Bett, konnte indessen nicht einschlafen. Ich hätte gerne geweint, aber die Tränen kamen nicht. «Lieber Gott, ich will nie mehr Holzapfel vom Dübi-Wäldchen essen», betete ich voller Verzweiflung einige Male herunter. Aber nicht einmal das Gebet half mir in meiner sonderbaren Seelennot. Morgen werde ich der Eva sagen, dass das kein Kuss gewesen! Ich will überhaupt die Eva nicht küssen! Ich hasse alle diese Mädchen mit ihren dummen Puppen und den Streifenschürzen, unter denen immer das Höschen hervorschaut! Ich hasse sie! Ich hasse sie ...

Plötzlich wurde mir schlecht, und ich stürzte hinaus, um mich auf der Toilette zu übergeben. Später bekam ich noch Bauchschmerzen, und als die Mutter nachschauen kam, was mit mir los sei, lag ich blass, aber zufrieden in meinem Bett. Beinahe hätte ich Gott für die Uebelkeit und die Schmerzen gedankt, die wie eine Strafe über mich gekommen waren, aber gerade darum alle Schuld und jegliche Not getilgt hatten.

Als ich schon beinahe eingeschlafen war, hörte ich meine Mutter noch zum Vater sagen: «Siehst du, wie schädlich diese Holzapfel sind. Sie enthalten einfach zuviel Gerbsäure ...»

Zum Artikel: «Was wird aus Marokko?»

Inmitten der Medina von Fez, der am stärksten an die alten Traditionen gebundenen Stadt Marokkos, warten die Jugendlichen auf die Vorführung eines schlechten Films.

